

Árpád Bernáth (Szeged)

Über Nietzsches Begriff der Metapher in seinem Essay „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“

Komponenten einer terminologischen Untersuchung

Für die Jubilarin Piroška Kocsány

Die Freude des ersten Gewährwerdens, des sogenannten Entdeckens, kann uns niemand nehmen. Verlangen wir aber auch Ehre davon, die kann uns sehr verkümmert werden; denn wir sind meistens nicht die ersten.

(Johann Wolfgang von Goethe:
Maximen und Reflexionen)

1. Metapherdefinitionen – alt und neu

Man könnte meinen, der Fortschritt der Wissenschaft hängt von der richtigen Lokalisierung ihrer Fragestellungen ab. Der erste Schritt zur Lösung eines Problems ist getan, wenn wir im Stande sind, den Rahmen festzulegen, in dem das Problem behandelt werden kann. Und je enger wir diesen Rahmen abstecken, desto mehr haben wir die berechtigte Hoffnung, dass unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt werden. Dieses Herangehen demonstriert uns Piroška Kocsány einmal mehr, wenn sie die bestimmenden Richtungen in der Metaphernforschung der siebziger Jahre in einem kritischen Forschungsbericht überblickt. Sie geht von der Annahme aus, dass die Frage nach dem Wesen der Metapher – ähnlich der Frage nach dem Wesen des Wortes und Satzes – in der Sprachwissenschaft als eine der grundlegendsten angesehen wird. Es geht also um die Klärung eines der elementarsten Phänomene der Sprache, wenn Kocsány Anfang der 80er Jahre Umschau nach Theorien hält und fragt: Welche sind fähig, den Terminus für die Beschreibung des Phänomens ‚Metapher‘ befriedigend zu definieren? Bei dieser Umschau wird ihr gewahr, dass sich die neueren Arbeiten zum Thema Metapher dadurch gruppieren lassen, wie weit oder eng der Behandlungsrahmen gefasst ist. Den weiteren Rahmen bildet die ‚Sprachphilosophie‘, den engeren die ‚Linguistik‘. Im Lichte unserer Anfangshypothese ist es nicht überraschend, wenn Kocsány zu dem Ergebnis kommt, dass einige Thesen der sprachphilosophischen Metaphernforschung mit konstruktivis-

tischem Ansatz bei Lösung der anstehenden Fragen „eher lähmend als fördernd“¹ wirken, dass diese ganze Richtung die Forschung sogar „in eine Sackgasse“ führt.² Man geriete natürlich nicht auf Irrwege, wäre der rechte Weg – eine unproblematische Wesensbestimmung der Metapher im linguistischen Rahmen – klar genug vorgezeichnet. Dem ist aber nicht so. Den Grund für diesen Zustand sieht Kocsány darin, dass die klassische linguistische Semantik einen *allzu* engen Rahmen für die Beschreibung des Phänomens Metapher bietet. Daher sollte die Linguistik die Faktoren „Kommunikationsteilnehmer“ und „Situation“ mit in ihren Horizont einbeziehen.³ Sie sollten entweder unter diachronischem Aspekt einbezogen werden; und dann wäre das Problem der „eigentlichen“ und „uneigentlichen“ Bedeutung eliminiert⁴ oder unter synchronischem Aspekt - und dann könnte eine modifizierte linguistische Semantik, „eine vor einem pragmatischen Hintergrund entwickelte semantische Theorie“⁵ herausgearbeitet werden. In diesem Sinne schließt die Autorin ihren Forschungsbericht mit der Feststellung: „Die weitere Entwicklung in der Metaphernforschung ist von einer nicht-konstruktivistischen pragmasemantischen [...] Theorie zu erwarten.“⁶

Hier wäre nun die Frage zu stellen, wie sich diese Voraussage bewahrheitet hat. Zu welchen Konsequenzen würde eine Übersicht der Metaphernforschung in den 80er und 90er Jahren führen? Die Antwort würde freilich ganz bestimmt den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Denn die deutsch- und englischsprachige Literatur über die Metapher – die Kocsány vor allem besprochen hat – „boomt“ weiterhin. Die achtziger Jahre brachten bereits am Beginn ein sehr wichtiges Buch hervor.⁷ Es etablierte sich eine ganze (neue?) Forschungsrichtung, die der kognitiven Metapherntheorie.⁸ Eine lange Reihe neuer Beiträge entstand zum Problem

¹ Kocsány, Piroska: Entgegengesetzte Richtungen in der Metaphernforschung der siebziger Jahre. In: *Német Filológiai Tanulmányok/ Arbeiten Zur Deutschen Philologie* 15 (1981), S. 121.

² Ebd., S. 123.

³ Ebd., S. 127 f.

⁴ Ebd., S. 128.

⁵ Ebd., S. 131.

⁶ Ebd., S. 131.

⁷ Lakoff, George Johnson, Mark: *Metaphors We Live By*. Chicago, London 1980.

⁸ Vgl. nach Jäkel, O.: *Metaphern in abstrakten Diskurs-Domänen*. Frankfurt am Main 1997; Kertész, András: *Metalinguistik*. Debrecen, 1999. Nach Dmitrij Dobrovolskij geht dieser Typ der Metapherntheorie „auf die grundlegenden Ideen von Nietzsche“ zurück. Siehe Dobrovolskij, Dmitrij; Wolf-Anders Liebert: *Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache. Kognitive Linguistik und die Perspektive einer Kognitiven Lexikographie*. Frankfurt u.a. 1992. In: *Deutsch als Fremdsprache*, H. 3 (1994), S. 114-115.

der Metapher und zahlreiche historische Überblicke wurden verfasst, die bis zu den antiken Anfängen der Fragestellung zurückgehen,⁹ begleitet von thematischen Sammelbänden.¹⁰

Es mag sogar wahr sein, dass die ausufernde Literatur über die Metapher von einer bestimmten Position aus gar nicht zu überblicken ist. Es scheint wieder einmal ratsam zu sein, das Problem der Metapher in verschiedenen Disziplinen zu untersuchen, um die logischen, semiotischen, sprachphilosophischen, sprachwissenschaftlichen, sprachsoziologischen, rhetorischen, poetischen Fragestellungen nicht zu vermischen. Eine richtige Trennung der Problemfelder könnte wohl zu verschiedenen ‚Metaphern‘-Explicationen führen und so könnte das Durcheinander infolge der Vagheit oder Mehrdeutigkeit des Ausdrucks ‚Metapher‘ durch die Unterscheidung verschiedener, disziplinspezifischer Verwendungen dieses Ausdrucks geklärt werden. So fruchtbar die Anwendung dieser Variante der Einengung der Behandlungsrahmen in den meisten Fällen ist, würde sie in unserem speziellen Fall höchstwahrscheinlich doch nur begrenzt zum Erfolg führen. Denn ‚Metapher‘ ist seit der Einführung dieses Terminus ein Ausdruck, der in verschiedenen Bereichen verwendet wird und über Jahrtausende eine überraschende Stetigkeit sowohl in seiner ‚Kernbedeutung‘ als auch in seiner einzelsprachlichen Form aufweist. Unter dem letzteren Aspekt gesehen scheint die Metapher eine der ersten ‚Internationalismen‘ zu sein. Zwar heißt sie lateinisch üblicherweise ‚translatio‘, doch die verschiedenen europäischen Sprachen übernahmen die altgriechische Form und benennen die Erscheinung bis zum heutigen Tag und in allen Bereichen als ‚Metapher‘, ‚metafora‘, ‚metaphor‘, ‚métaphore‘ usw.

Dieser Sachverhalt ist wohl darauf zurückzuführen, dass bereits Aristoteles den Terminus ‚Metapher‘ in mehreren seiner Schriften, das heißt, in unterschiedlichen Disziplinen verwendet.¹¹ Von einem sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen kann sogar bemerkenswert erscheinen, dass die Metapher gerade in der Schrift ‚Poetik‘ definiert wird. Die Erklärung für diese Besonderheit liegt in dem Umstand, dass die Metapher nach Aristoteles ein notwendiger Teil der sprachlichen Schicht der Literatur ist. Als solcher wird die Metapher im Rahmen einer Grammatik der altgriechischen Sprache eingeführt (deren anerkanntswerte moderne Prinzipien übri-

⁹ Vgl. Müller-Richter, Klaus; Larcati, Arturo: Kampf der Metapher. Wien 1996.

¹⁰ Vgl. Helikon, Irodalomtudományi Szemle. 4 (1990). (A jelentésteremtő metafora.); Haverkamp, Anselm (Hg.): Theorie der Metapher. 2. Aufl. Darmstadt 1996; Müller-Richter, Klaus Larcati, Arturo (Hg.): Der Streit um die Metapher. Poetologische Texte von Nietzsche bis Handke. Darmstadt 1997. Alle mit weiterführenden Bibliographien.

¹¹ Vgl. Bencze, Lóránt: A metafora meghatározása és helye az arisztotelési fogalomrendszerekben (I). In: Filológiai Közöny (Budapest). vol. XXIX, nr. 1-2. (1983), pp. 1-17; Bencze, Lóránt: A metafora meghatározása és helye az arisztotelési fogalomrendszerekben (II). In: Filológiai Közöny (Budapest). vol. XXIX. nr. 3-4. (1983), pp. 273-284.

gens gerade von der neuzeitlichen Sprachwissenschaft kaum wahrgenommen werden). Was in diesem Zusammenhang aber hervorgehoben werden soll, ist die eigenartige Stellung der Metapher in der Grammatik von Aristoteles. Obwohl Aristoteles die einzelnen qualitativen Schichten der Sprache der poetischen Werke von den Phonemen bis zum Text nach den durchgehenden Kriterien der Bedeutung und der syntaktischen Abgeschlossenheit der behandelten Entitäten aufbaut, definiert er die Metapher mit Hilfe von „systemfremden“ Kategorien. Diese Kategorien setzen zwar die Bedeutung voraus, sie selbst sind aber logischer Natur. Es handelt sich bekanntermaßen um die Kategorien ‚Gattung‘ und ‚Art‘. Als logische Kategorien stehen sie also mit der Erkenntnis im Zusammenhang, und haben – abhängig vom Typ der Metapher und ihrer aktuellen Realisierung in der Sprache – einen gewissen (größeren oder geringeren) heuristischen Wert. Die erkenntnisgeleitete Verschiebung der Benennung von der ‚Art‘ auf die ‚Gattung‘, von der ‚Gattung‘ auf die ‚Art‘, von einer Klasse auf die andere und von einer Art-Gattung-Relation auf eine andere Art-Gattung-Relation ergibt mehr oder weniger kühne Metaphern. Diese Vielfalt, die durch die verschiedenen Arten der Verschiebung zu Stande kommt, wird noch verwirrender, wenn wir nach ihrer Leistung in der Literatur fragen. Ihre Funktion soll nach Aristoteles vor allem eine stilistische sein. Durch die Verschiebungen werden unübliche Anwendungen eines sonst üblichen Wortes möglich, die einen nicht banalen dichterischen Stil ergeben. Die Hervorhebung der stilistischen Leistung der Metapher legt – bezogen auf die relative Unterbewertung der Beschaffenheit der Sprache als definitorisches Merkmal für das literarische Kunstwerk in der „Poetik“ – eine Zweitrangigkeit des Phänomens nahe. Jedoch soll ihre einfallsreiche Verwendung neben der Fähigkeit, einen wohlgeformten Mythos zusammenzustellen, das wichtigste Zeichen der poetischen Begabung sein, was wiederum auf die erstrangige Position der Metapher innerhalb der „Poetik“ hinweist. Kurzum, die Metapher ist bereits bei Aristoteles ein breit gefasstes Phänomen und ihre erkenntnistheoretische Leistung sieht man gerade in der Poetik ziemlich unscharf, und zwar sowohl im Zusammenhang mit dem seit Platon bestrittenen erkenntnistheoretischen Wert der Literatur als auch im Zusammenhang mit der erkenntnistheoretisch eher irrelevanten Stilistik.¹²

Versucht man die fast unübersehbare Metaphernliteratur mit Hilfe verschiedener Überblicke zu ordnen, kommt man zu der Einsicht, dass die Unterschiede in den

¹² Bernáth, Árpád: Über die Metapher. In: Schnittstelle Deutsch. Linguistische Studien aus Szeged. Festschrift für Pavica Mrazovi. Hg. von Peter Bassola, Christian Oberwagner, Guido Schnieders. Szeged 1999 (= Acta Germanica 8.), S. 99-106. Für die Leser, die dem Hinweis folgen wollen, sei hier bemerkt, dass am Ende des Aufsatzes zwei sinnentstellende Fehler zu verzeichnen sind. In der letzten Zeile des vorletzten Absatzes sollte es richtig heißen: „das Land der *Taurer*“. Der letzte Satz des Textes ist folgendermaßen zu lesen: „Was in der Zusammenfügung *des Mythos dem Typ c)* und d) der Übertragung entspricht, soll in einem anderen Aufsatz dargelegt werden.“

Theorien mehr durch die unterschiedliche Beurteilung der Leistung der Metapher für den Sprachgebrauch entstehen (und unter diesem Aspekt sollte der Sprachgebrauch mindestens nach den Kategorien ‚umgangssprachlich‘, ‚rhetorisch‘, ‚wissenschaftlich‘, ‚poetisch‘ geordnet sein), als infolge der unterschiedlichen Bestimmung ihrer Typen. Sowohl die antiken Philosophen als auch der überwiegende Teil ihrer Nachfahren, die sich des Problems Metapher annahmen, verwenden den Terminus für die Beschreibung einer aktuellen *Umstrukturierung* der vorhandenen sprachlichen Mittel. In diesem Sinne, wie oft in der Literatur über die Metapher festgehalten wird, ist der Ausdruck ‚Metapher‘ (‚Übertragung‘, ‚translatio‘, ‚átültetés‘) selbst eine Metapher. Es fragt sich nur, ob diese Umstrukturierung auf der Ebene des Sprachgebrauchs wahrgenommen werden will und kann (dann geht es um eine Frage der Stilistik im weitesten Sinne) oder ob diese Umstrukturierung auf der Ebene des Dargestellten beobachtet werden will und kann (dann geht es um eine Frage der Semantik.) Beide Fragestellungen schließen die Annahme ein, dass eine bestimmte Gruppe von sprachlichen Phrasen nach Kriterien des Begriffsinhalts und des Begriffsumfangs eine Hierarchie bildet und dass die Struktur einer solchen Hierarchie auf die Struktur anderer Gruppen von sprachlichen Phrasen abgebildet werden kann.

Die Frage der Metapher kann wahrlich auch für die Sprachwissenschaft kaum weniger als ‚Wort‘ und ‚Satz‘ im Fokus des Interesses stehen, denn sie berührt als Umstrukturierung der Sprachelemente auf verschiedenen Abstraktionsebenen alle Bereiche der Sprachwissenschaft, und sie ist sowohl unter diachronischem als auch synchronischem Aspekt thematisierbar. Die Frage der Metapher kann aber nicht auf den Bereich der Sprachwissenschaft eingengt werden, und zwar nicht nur wegen ihres Ursprungs in der Poetik. Die Voraussetzung für die Entstehung des Phänomens ‚Metapher‘ kann noch abstrakter als bisher formuliert werden. Das Phänomen ‚Metapher‘ kann letztendlich überall beobachtet werden, wo zwei (strukturierte) Sphären vorhanden sind, die entweder durch raumzeitliche oder durch logische Verhältnisse definiert sind.

Die radikalste Variante dieser Einsicht vertritt wohl Friedrich Nietzsche in seinem frühen Essay „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“.¹³ Er ist Anfang der 1870er Jahre entstanden, und wurde in den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ein Schlager der Metaphern-Literatur, nicht zuletzt durch die Wirkung der Studien von Paul De Man.¹⁴ Nietzsche spricht hier zunächst weder über Gattung noch Art, noch über mögliche Umstrukturierungen der Sprache in der Rede, sondern über die drei Sphären, die bei der Erklärung des *Ursprungs* der

¹³ Titel und Text des Essays werden auch in der Schreibart nach der kritischen Gesamtausgabe der Werke Nietzsches zitiert. Vgl. Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne (1873). In: Nietzsche: Werke. Kritische Gesamtausgabe. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin New York. Abt. III. Bd. 2, 1973.

¹⁴ Vgl. De Man, Paul: Allegories of Reading: Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust. New Haven, London 1979.

Sprache nach seiner Auffassung unumgänglich sind. Es sind (1) die Sphäre der Dinge in ihrem Verhältnis zu dem „Sprachbildner“ (Ueber Wahrheit und Lüge... 373, 7¹⁵), (2) die Sphäre der Bilder in dem Bewusstsein des Sprachbildners und zuletzt (3) die Sphäre der Laute, die der Sprachbildner ausspricht. So erscheint die Sprache selbst als Ergebnis zweier Übertragungen zwischen den Sphären: „Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher.“ (373, 10 ff.) Das Übertragen selbst ist ein kühnes Unterfangen, denn es gibt keine festen Brücken zwischen den Sphären: „Und jedesmal vollständiges Überspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue.“ (373, 12) Es gibt in diesem Sinne also keine andere Bedeutung als übertragene, oder noch genauer, als „übersprungene“. Die Sprache selbst erscheint in Nietzsches Darstellung als „die kühnste Metapher“ (373, 10), als eine Metapher zweiten Grades. Je kühner eine Metapher ist, desto weniger leistet sie nach Nietzsche für die Erkenntnis: Bei jedem Sprung vermindert sich die Adäquatheit des Abbildes, bei jedem Sprung, sagt Nietzsche in Platons Manier, wächst die Willkürlichkeit des Ergebnisses. Nietzsche verdeutlicht seine Auffassung mit dem folgenden Vergleich:

Man kann sich einen Menschen denken, der ganz taub ist und nie eine Empfindung des Tones und der Musik gehabt hat: wie dieser etwa die Chladnischen Klangfiguren¹⁶ im Sande anstaunt, ihre Ursachen im Erzittern der Saite findet und nun darauf schwören wird, jetzt müsse er wissen, was die Menschen den Ton nennen, so geht es uns allen mit der Sprache. (373, 13 ff.)

Aber das ist noch bei weitem nicht alles. Es gibt eine vierte Sphäre, in die der Sprachbildner keinen Sprung wagt, beziehungsweise aus der zu ihm nichts überspringt, und ausgerechnet diese Sphäre umfasst das Wesen der Dinge: „Das ‚Ding an sich‘ [...] ist auch dem Sprachbildner ganz unfasslich und ganz und gar nicht erstrebenswerth. Er bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen.“ (373, 5 ff.)

Setzt man den Grad der Adäquatheit zwischen Urbild und Abbild mit dem Grad der Wahrheit eines Ausdrucks gleich, wie Nietzsche es tut, kommt man zum Ergebnis, dass es keine „Wahrheit an sich“ gibt, und - wie aus dem Weiteren hervorgeht - der Wahrheitsschwund durch die zweite Metapher des Sprachbildners

¹⁵ Die Seiten (373) und die Zeilenzahlen (7) geben die Stelle des Zitats in der kritischen Gesamtausgabe von Nietzsches Werken an. Im Weiteren werden Zitate aus dem hier behandelten Essay von Nietzsche nur mit der Angabe der Seiten- und Zeilenzahlen gekennzeichnet.

¹⁶ Nach Ernst Chladni, Physiker, 1756-1827. Chladnische Klangfiguren erhält man durch Aufstreuen von Staub auf schwingende Platten.

noch gar nicht abgeschlossen ist. Denn die Ausdrücke, die der Sprachbildner verwendet hat, sind strenggenommen Eigennamen, sie bezeichnen *genau ein* Bild *eines einzigen* Gegenstandes im Bewusstsein, und der Sprachbildner verwendet den selben Ausdruck nicht nur als Erinnerung an dieses Bild, sondern immer wieder, wenn ihn *ähnliche* Bilder von *ähnlichen* Gegenständen erreichen. Das heißt, aus den Ausdrücken als Eigennamen werden durch eine dritte Metapher, durch eine dritte Verschiebung, Begriffe. „Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nicht-Gleichen“ (374, 2). Dieses Gleichsetzen durch das Weglassen des Ungleichen an den Bildern und an den Gegenständen ist nicht mehr durch die absolute Verschiedenheit der Sphären bedingt. Vielmehr scheint diese Art der Metapher Ergebnis eines anthropomorphischen Verfahrens zu sein. Denn nichts spricht dafür, dass es in der Sphäre der Dinge etwas anderes als das Individuelle gäbe. Nicht die Natur, sondern der Mensch allein – und zwar nicht der Mensch als Sprachbildner, sondern erst der Mensch als Erkennender, als „Wissenschaftler“ – kennt den Gegensatz zwischen Individuum und Gattung, die dann durch den Begriff auch auf die Natur übertragen wird. Ein Begriff wie der des ‚Blattes‘

erweckt nun die Vorstellung, als ob es in der Natur ausser den Blättern etwas gäbe, das ‚Blatt‘ wäre, etwa eine Urform, nach der alle Blätter gewebt, gezeichnet, abgezirkelt, gefärbt, gekräuselt, bemalt wären, aber von ungeschickten Händen, so dass kein Exemplar korrekt und zuverlässig als treues Abbild der Urform ausgefallen wäre. (374, 6 ff.)

Die Sprache erscheint damit nicht nur als ein verzerrender Spiegel verzerrender Spiegelbilder der Welt, der sogar an den wichtigsten Stellen blind ist, sondern auch als ein Erzeuger von Bildern, platonistischen „Urformen“, die ohne Materie existieren, die also nicht Produkte eines Reizes sind. So weit die wichtigsten Aussagen des systematischen Teils von Nietzsches Essay.

2. Der Ursprung der Sprache und der Zweck ihrer Erfindung

Der Essay wirft eine Menge von Fragen auf. Die erste, die bei jeder sprachkritischen Erörterung zu stellen ist, könnte sein, ob Nietzsche als Autor hier die Sprache des Sprachbildners oder des Wissenschaftlers benutzt, oder ob er in einer anderen, in einer „dritten“ Sprache zu uns spricht? Denn man kann in einer durch Nietzsche charakterisierten Sprache, in der es „nie auf einen adäquaten Ausdruck ankommt“ (373, 4 f.) nichts anderes tun als eben lügen. Diese Frage bringt uns zur nächsten: Ist die Charakterisierung der Sprache in diesem Essay richtig? Anders gefragt: Ist die beschriebene Beschaffenheit der Sprache eine notwendige, oder hätte der Sprachbildner oder der Wissenschaftler sie auch anders erfinden können? Wir könnten die ganze Problematik freilich auch in einen anderen Zusammenhang stellen, und fragen, worin das Neue in diesem Essay wohl besteht? An welche

Einsichten knüpft Nietzsche an und wogegen tritt er auf? Wie verhält sich dieser Essay zu anderen Arbeiten Nietzsches? Finden wir Anhaltspunkte zu den einzelnen Aussagen des Essays in seinen früheren und Modifikationen in den späteren Werken? Wenn auch hier nicht allen diesen Fragen nachgegangen werden kann, sollten die wichtigsten zumindest angesprochen werden.

Zuerst zur Situation des Sprachbildners. Sein merkwürdiger Name kann als die Übersetzung von Hamanns „Protoplasten“ verstanden werden,¹⁷ der jedoch nicht, wie in Hamanns ironischer Paraphrase der Genesis, mit dem allerersten Menschen, dem „platonische(n) Androgyn“¹⁸ identisch ist, sondern mit einem Menschen, der – ähnlich dem Menschen in der logischen Konstruktion von Thomas Hobbes – an der Grenze zwischen einem gesellschaftslosen Naturzustand und dem gesellschaftsstiftenden Staat steht, der des Krieges aller gegen alle – „bellum omnium contra omne“ (371, 22 f.)¹⁹ – müde wird und Angst hat, in einem Kampf um die Existenz ohne „Hörner“ (370, 19) und ohne „scharfe(s) Raubthier-Gebiss“ (370, 19) zu unterliegen.²⁰ Der Sprachbildner erfindet also die Sprache, um sich im Krieg zu tarnen, im Frieden Eintracht zu heucheln. Eintracht aber entsteht durch nichts anderes als durch die verbindliche Verwendung der willkürlich bestimmten Worte (und nicht wie bei Hobbes auch durch die Unterwerfung des Individuums gegenüber einem „sterblichen Gott“, eben dem Leviathan). Das verbindliche Vorschreiben der Anwendungsmöglichkeiten der Worte nennt Nietzsche „die Gesetzgebung der Sprache“ (371, 28). Gegen Gesetze der Gesellschaft kann man freilich verstoßen, und für die Sanktionierung des Verstoßes wird eine Unterscheidung zwischen Wahrheit und Lüge notwendig. In diesem *moralischen* Sinne sagt derjenige die Wahrheit, der die Konventionen des Sprachgebrauchs einhält. Dagegen ist jeder ein Lügner und soll aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden, der dieselben Konventionen „durch beliebige Vertauschungen oder Verkehrungen der Namen“ (371, 34 f.), die der fehlende Kausalzusammenhang zwischen Ding und Bild, Bild und Laut ermöglicht, „in eigennütziger und übrigens Schaden bringender Weise“ (372, 1 f.) missbraucht. Da die Erfindung der Sprache nach Nietzsche im

¹⁷ Hamann, Johann Georg: *Philologische Einfälle und Zweifel* (1772). In: *Über den Ursprung der Sprache*. Erklärt von Elfriede Büchsel. Gütersloh 1963. (Johann Georg Hamanns Hauptschriften erklärt. Bd. 4), S. 248.

¹⁸ Ebd., S. 249.

¹⁹ Siehe auch Hobbes, Thomas: *Leviathan*. Amsterdam 1668 [lateinischsprachige Ausgabe des engl. Originals: *Leviathan, or the Matter, Forme, and Power of a Commonwealth, Ecclesiasticall and Civill*. London, 1651], cap. 13.

²⁰ Eine der Quellen Nietzsches zu seiner Arbeit über die Metapher war der 1. Band von Gustav Gerbers „*Die Sprache als Kunst*“ (Bromberg 1871). Die Tatsache, dass Gustav Gerber in seinem Werk auch den Ausdruck „Sprachbildner“ verwendet, und dass Nietzsche die Sprachbeschreibung von Hobbes in ihren Details nicht übernimmt, untergraben nicht die hier gegebene Charakterisierung der Position des Sprachbildners und damit Nietzsches.

Wesentlichen die Erfindung eines Abwehrmechanismus bedeutet, werden keine anderen Missbräuche sanktioniert, nur Täuschungen mit „feindseligen Folgen“ (372, 7). Das aber bedeutet zugleich, dass die „heerdenweise“ (371, 20 f.) existierenden Menschen kein Interesse haben können an Wahrheiten, die für sie folgenlos oder sogar schädlich und zerstörend sind. Angesichts dieses Tatbestandes ist kaum etwas so lächerlich, mehr noch „verwerflich und gering“ (369, 19 f.) in der Welt wie der Mensch: ein erkennendes und die Sprache erfindendes Tier. Der Mensch fühlt sich „durch einen kleinen Anhauch jener Kraft des Erkennens sofort wie ein Schlauch aufgeschwellt“ (369, 21 f.). Indem er vergisst, wie seine Worte erfunden wurden, überschätzt er seine Erkenntnisfähigkeit maßlos. Statt nach der Geburt augenblicklich zu sterben, hält er mit Hilfe seines Intellekts an der Existenz fest, obwohl er wissen sollte, dass er am Ende spurlos verschwindet, und etwa nur Folgendes zu berichten bleibt:

In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmern
ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Thiere das Erkennen
erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der ‚Weltgeschichte‘ aber
doch nur eine Minute. Nach wenigen Athemzügen der Natur erstarrte das Gestirn,
und die klugen Thiere mussten sterben (369, 2 ff.)

3. Die Wurzeln von Nietzsches Radikalität

An diesem Punkt sind wir nicht nur zum Eröffnungssatz des Essays gelangt, sondern wieder einmal zu einem paradoxen Standpunkt von Nietzsche. Nachdem wir bereits fragen mussten, ob überhaupt eine Sprache zu erfinden sei, die im außermoralischen Sinne nicht notwendigerweise Lüge ist (die wiederum die Frage aufwirft, in welcher Sprache Nietzsche über die Sprache spricht), müssen wir uns die Frage stellen, ob der von Nietzsche beschriebene Mensch überhaupt an einer Wahrheit im außermoralischen Sinne, sei sie folgenlos oder gar zerstörend, interessiert sein kann. Das ist die zentrale Frage Nietzsches. Darum stellt er sie immer wieder: „Woher, in aller Welt, bei dieser Constellation der Trieb zur Wahrheit!“ (371, 15 f.) „Woher (stammt) der Trieb zur Wahrheit?“ (375, 5) Oder er stellt fest, dass „fast nichts unbegreiflicher ist, als wie unter den Menschen ein ehrlicher und reiner Trieb zur Wahrheit aufkommen konnte“ (370, 26 f.). Das Rätsel wird in seinem Essay allerdings nicht gelöst; weder was die Sprache Nietzsches, noch was den Wahrheitstrieb betrifft. Zumindest gibt es keine direkten Antworten. Aber wir können aus dem Gesagten doch erahnen, wie die Aufhebung der Paradoxe geschehen könnte. Der Wahrheitssinn unter außermoralischem Aspekt kann demnach nur von einem neuen Typ des Menschen getragen werden, der an der Grenze zwischen dem

Staat des Leviathans und dem neuen Staat eines zweiten „Andriantoglyphen“²¹ über sein Verhältnis zur Welt nachsinnt. Den Letzteren könnten wir mit Einbeziehung der Titelblattillustration der ersten Auflage des Essays von Nietzsche über „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ als einen Prometheus identifizieren, der nach der Darstellung des Titelblattes wieder einmal entfesselt ist, und nach Darstellung des Autors im Text selbst gerade mit höchster Aktivität am Werk ist – seine Gedanken werden mit den Worten des „jugendliche(n) Goethe“ wiedergegeben:

Hier sitze ich, forme Menschen
 Nach meinem Bilde,
 Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
 Zu leiden, zu weinen,
 Zu genießen und freuen sich,
 Und dein nicht zu achten,
 Wie ich!²²

Der Wille zur Wahrheit des neuen Menschen wird vielleicht auch eine wahrheitsfähige Sprache im außermoralischen Sinne ermöglichen. Die Sprache des Essays „Ueber Wahrheit und Lüge“ selbst kann nur als ein Versuch beurteilt werden, den ersten Schritt in diese Richtung zu tun. Der Leser des Essays kann mit Sicherheit nur soviel erfahren, dass diese neue Sprache keinesfalls die der Wissenschaft sein wird, die zwar fähig ist, aus den Begriffen „eine pyramidale Ordnung nach Kasten und Graden aufzubauen, eine neue Welt von Gesetzen, Privilegien, Unterordnungen, Gränzbestimmungen zu schaffen“ (375, 30 ff.), aber diese anscheinend festen, allgemeinen, bekannten, menschlichen und daher auch „regulierenden und imperativischen“ (376, 1 f.) Ordnungen sind – wir können es schon aus dem Status des Begriffs in dem systematischen Teil ableiten – noch weiter von einer Adäquatheit entfernt als die naiven Eigennamen des Sprachbildners. Die Eigenschaften der Bauten der Wissenschaft ähneln nach Nietzsche dem Gespinnst der Spinne, indem sie zart und fest genug sind, von den Reizen der Wirklichkeit nicht zerstört zu werden. Diese Ähnlichkeit besteht aber nicht nur in der Bauweise, sondern auch im Baustoff. „Begriffsdome“ (376, 26), Anschauungsformen der Welt, werden nicht mit der Methode der Biene gebaut, die ihren Baustoff, den Wachs, aus der Natur holt, sondern mit der der Spinne, die die Spinnfäden aus sich selbst hervorbringt. Das bestimmt letzten Endes auch die Leistung der Wissenschaft. Sie entdeckt nichts, was

²¹ Hamann, Johann Georg: *Philologische Einfälle und Zweifel*, S. 248. *Andriantoglyph*: ‚Bildhauer‘, vgl. 1 Mose 2, 6 f.; Gott als Töpfer („Da stieg eine Flut von der Erde auf und tränkte die ganze Fläche des Erdbodens./ Dann bildete Jahwe Gott den Menschen aus Staub von dem Erdboden“...)

²² Nietzsche, Friedrich: *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* (1872). In: Nietzsche: *Werke*. Abt. III. Bd. 1, S. 57.

sie nicht selbst versteckt hat. „Wenn wir gezwungen sind, alle Dinge nur unter diesen Formen zu begreifen, so ist es dann nicht mehr wunderbar, dass wir an allen Dingen eigentlich nur eben diese Formen begreifen“ (379, 33 f.). So soll die neue Sprache eine Sprache sein, die im Gegensatz zur Sprache der Wissenschaft steht.

Statt „Begräbnisstätte(n) der Anschauung“ (380, 20) aus Begriffen zu bauen, sollte daher der neue Sprachbildner aus neuen Eigennamen eine neue Sprache schaffen, und zwar „dadurch, dass er neue Uebertragungen [...] hinstellt, fortwährend zeigt er die Begierde, die vorhandene Welt des wachen Menschen so bunt unregelmäßig folgenlos unzusammenhängend, reizvoll und ewig neu zu gestalten, wie es die Welt des Traumes ist.“ (381, 9 ff.) Und diesen Sprachgebrauch findet man „im [vorwissenschaftlichen] Mythos“ (381, 8), dieser Sprachgebrauch ergibt die „Kunst“ (381, 8). Die Erwähnung des Traumes verweist auf eine zusätzliche Funktion der Wissenschaft, und damit wird der Gegensatz zwischen den wissenschaftlichen Begriffskonstruktionen und den Konstruktionen der Mythen und der Kunst aus Metaphern als Eigennamen nicht nur ein struktureller. Die Wissenschaft ist ein fester Begriffsbau –

hier ist alles, soweit wir dringen, nach der Höhe der teleskopischen und nach der Tiefe der mikroskopischen Welt, so sicher, ausgebaut, endlos, gesetzmässig und ohne Lücken; die Wissenschaft wird ewig in diesen Schachten mit Erfolg zu graben haben und alles Gefundene wird zusammenstimmen und sich nicht widersprechen (379, 5 ff.)

– und als Begriffsbau ist sie auch eine „Zwingburg“ (381, 5) für den unersättlichen Trieb zur Metaphernbildung des Menschen. Mehr noch: Da es keinen Kausalzusammenhang zwischen den einzelnen Sphären gibt, kann der Sprachbildner eigentlich keinen Unterschied machen zwischen den Bildern, die ihm aus der Sphäre der Dinge durch Reize übertragen wurden, und zwischen den Bildern, die das Bewusstsein selbst produziert. Es wird daher festgestellt:

An sich ist ja der wache Mensch nur durch das starre und regelmässige Begriffsgespinnst darüber im Klaren, daß er wache, und kommt eben deshalb mitunter in den Glauben, er träume, wenn jenes Begriffsgespinnst einmal durch die Kunst zerrissen wird. (381, 14 ff.)

4. Kontexte der sprachphilosophischen Ansichten Nietzsches und die Quellen seines Sprachgebrauchs

Zusammenfassend können wir sagen: Der 29jährige Nietzsche hält keine andere Sprache als eine metaphorische für möglich. Das selbstverschuldete, durch Vergessen entstandene Unwissen über diesen Umstand führte zu einer moralischen Definition der ‚Wahrheit‘ und der ‚Lüge‘ und zu einer Überbewertung der Wissenschaft als selbstproduziertes Werkzeug des Erkennens. Darum fordert Nietzsche die Zerstörung der

Begriffsbauten der Wissenschaft und die Wiederbelebung der Sprache der Mythen in der Kunst. Damit könnten mindestens die durch das Vergessen entstandenen Fehleinschätzungen behoben werden. Es sei hier noch bemerkt, dass ein anderer junger Mann, vier Jahre noch jünger als Nietzsche, zu dieser Zeit an einem Programm in Deutschland arbeitet, das eine diametral *entgegengesetzte* Richtung einschlägt. Er heißt Gottlob Frege. In dem Jahr, in dem Nietzsche seinen Essay „Ueber Wahrheit und Lüge“ in Basel schreibt, verteidigt er seine Doktorarbeit „Über eine geometrische Darstellung der imaginären Gebilde der Ebene“²³ in Jena. Und sechs Jahre später erscheint sein Buch, das die Logik revolutioniert, um den Begriffsbau der Mathematik noch fester zu machen. Es trägt den bezeichnenden Titel: „Begriffsschrift, eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens“.²⁴ Es wäre interessant, seine Termini für die Beschreibung der Sprache mit denen von Nietzsche zu vergleichen. Man könnte auf diesem Wege vielleicht feststellen, in welchem Grade gewisse Ausdrücke, oder gar das ganze System von Nietzsche, bereits „traumhaft“ sind. Es wäre auch aufschlussreich, die Beispiele von Nietzsche mit Hilfe des Begriffsapparats von Frege zu analysieren. Wie etwa eines der Argumente für die Willkürlichkeit der Benennungen:

Wir reden von einer Schlange: die Bezeichnung trifft nichts als das Sichwinden, könnte also auch dem Wurm zukommen. Welche willkürlichen Abgrenzungen, welche einseitigen Bevorzungen bald der bald jener Eigenschaft eines Dinges! (372, 33 f.)

Freilich kann uns in diesem Zusammenhang bereits ein klassischer Zweig der Sprachwissenschaft, die Etymologie die Information geben, dass historisch Wurm und Schlange synonym waren.²⁵

Um eine solche Analyse durchführen zu können, sollte freilich die Terminologie von Nietzsche genauer überprüft werden, nicht zuletzt unter dem Aspekt ihrer

²³ Frege, Gottlob: Über eine geometrische Darstellung der imaginären Gebilde der Ebene. Jena 1873.

²⁴ Frege, Gottlob: Begriffsschrift, eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens. Halle a. S. 1879.

²⁵ „Wurm (m) sich kriechend fortbewegendes Tier. Die gemeingerm. Tierbezeichnung ahd. (8. Jh.), mhd. *wurm* für jedes sich kriechend fortbewegende Geschöpf wie 'Wurm', 'Made', 'Raupen', 'Insekt', 'Schlange', 'Drache' [...]. Wurm bezeichnete lange Zeit (in Volkssprache und Mundart noch heute) jedes sich kriechend fortbewegende Lebewesen.“ (Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 3 Bde. Berlin 1989: 1996 f.) „Schlange (f) Der Name des Kriechtieres ahd. *slango* m. (9. Jh.) mhd. *slange* m. (md. f.) 'Schlange', 'Drache' auch 'Teufel' [...] steht im Ablaut zu dem [...] Verb ‚schlingen‘ in seiner Bedeutung ‚sich schlängelnd winden, kriechen‘. Er verdrängt (als Tabuwort?) alte Bezeichnungen wie [...] *Wurm*.“ (Ebd., 1989: 1527)

Einbettung in die philosophische Tradition. Wenn wir annehmen, dass diese Tradition durch die metaphorische Ausdrucksweise des Essays bereits unterlaufen wurde, sollte auch geklärt werden, wie lebendig oder leblos, wie neu oder erstarrt die metaphorischen Ausdrücke im engeren Sinne sind.

Hier können nur einige Beispiele gegeben werden. Beginnen wir mit der Stelle, wo Nietzsche die drei Sphären bestimmt, die bei der Entstehung der Sprache eine Rolle spielen. Wir haben gesehen, dass der Wahrheitsgehalt der Sprache durch den Umstand unreparabel vermindert zu sein scheint, dass die vierte Sphäre, die des Ding an sich, an der Sprachbildung nicht teilnimmt. Das trägt dazu bei, dass die Sprache des Menschen ein Verhältnis zur Wahrheit im außermoralischen Sinne hat wie die Chladnischen Klangfiguren zur Musik für einen Tauben. In welchem Sinne spricht aber hier Nietzsche über die Sphäre „Ding an sich“? Ist dieser Terminus aus dem philosophischen System von Immanuel Kant oder aus dem von Arthur Schopenhauer übernommen? Wenn wir das System von Kant als Folie für seine Erörterungen nehmen, können wir Nietzsche beipflichten, wenn er im Bezug auf die Chladnischen Klangfiguren und des tauben Menschen meint: „so geht es uns allen mit der Sprache“ (373, 13 ff.). Wenn wir aber das System von Schopenhauer zu Grunde legen, dann ist die Sphäre des Ding an sich kein ‚schwarzes Loch‘, aus dem uns keine Information erreichen kann. Diese Sphäre ist zwar für die Wissenschaften auch nach Schopenhauers Auffassung unerreichbar, sie ist sogar für diejenigen Künste unerreichbar, die bei Schopenhauer von der Architektur bis zur Tragödie nach ihrer Abbildungsfähigkeit hierarchisiert sind. Allerdings gibt es eine Ausnahme unter den Kunstarten: Die Sphäre des „Ding an sich“ ist nach Schopenhauer für die Musik erreichbar, die ihre Sonderstellung gerade durch diese ihre Fähigkeit verdient. Die Sprache der Musik ist nämlich diejenige „ganz allgemeine Sprache“,²⁶ die ohne die Metaphern, ohne die Sprünge zwischen „Urform(en)“ (374, 7 f.), „Urerlebniss(e)“ (373, 32) und „(Traum)bilder“ (370, 29; 373, 11), unmittelbar bis zum Willen, zum Ding an sich im Schopenhauerschen Sinne, vorstößt. „So ist die Musik“ – schreibt Schopenhauer – „auch von der erscheinenden Welt ganz unabhängig, ignoriert sie schlechthin, könnte gewissermaßen, auch wenn die Welt gar nicht wäre, doch bestehen.“²⁷ Folglich „können wir die erscheinende Welt [...] und die Musik als zwei verschiedene Ausdrücke der selben Sache ansehen“.²⁸

Schopenhauer versucht sogar, die Sprache der Musik mit der ‚Sprache der Natur‘ in einem System der Analogien in Einklang zu bringen, das heißt, die Hierarchie einer Sphäre, der Sphäre der Natur, mit Hilfe von Übertragungen, auf eine andere Hierarchie einer anderen Sphäre, der der Musik, abzubilden. Es lohnt

²⁶ Schopenhauer, Arthur: Die Welt als Wille und Vorstellung (1819; 1844). In: Schopenhauer, Arthur: Sämtliche Werke in fünf Bänden. Hg. v. Eduard Griesbach. Bd. I. II, Leipzig 1905. (Grossherzog Wilhelm Ernst Ausgabe), S. 344.

²⁷ Ebd., S. 346.

²⁸ Ebd., S. 352.

sich, diese Operation zu verfolgen, denn sie führt uns unerwartet auf eine Spur, die uns wieder zu Nietzsches Text bringt. Schopenhauer beginnt das Abbilden musikalischer Phänomene auf Phänomene der Natur mit der Aussage: „Ich erkenne in den tiefsten Tönen der Harmonie, im Grundbaß, die niedrigsten Stufen der Objektivation des Willens wieder, die unorganische Natur, die Masse des Planeten“,²⁹ und gelangt über Phänomene, die die verschiedenen Stufen der Musiksprache und der Natur bilden, bis zu der höchsten: „Endlich in der *Melodie*, in der hohen, singenden, das Ganze leitenden und mit ungebundener Willkür in ununterbrochenem, bedeutungsvollem Zusammenhang *eines* Gedankens vom Anfang bis zum Ende fortschreitenden, ein Ganzes darstellenden Hauptstimme, erkenne ich die höchste Objektivation des Willens wieder, das besonnene Leben und Streben des Menschen.“³⁰ Die Analogie als Grundlage für die Verschiebungen und Übertragungen geht nach Schopenhauer so weit, dass der Gegensatz zwischen der teleologischen Harmonie unter den Arten der Natur und dem unbarmherzigen Kampf um die Existenz unter den Individuen auch in der Musik zum Vorschein kommt.³¹ Und in diesem Zusammenhang taucht plötzlich der Name Chladni auf: „Nämlich ein vollkommen reines harmonisches System der Töne ist nicht nur physisch, sondern sogar schon arithmetisch unmöglich [...]. Man sehe hierüber Chladni's *Akustik*, §. 30, und dessen ‚Kurze Übersicht der Schall- und Klanglehre‘, S. 12.“³²

Nicht nur der gewichtige Terminus des ‚Ding an sich‘ rückt Schopenhauers Hauptwerk in die Nähe von Nietzsches Essay, auch der zarte Faden des Materials eines Vergleichs verbindet es mit ihm. Eine genauere Analyse sollte jedoch nicht die Musiktheorie, sondern die Sprachtheorie von Schopenhauer und die wichtigsten Aussagen des sprachtheoretischen Essays von Nietzsche gegeneinander abwägen. Von hier aus wäre es möglich, auch das Verhältnis zwischen Musik und Tragödie bei Schopenhauer und „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ und den Essay „Ueber Wahrheit und Lüge“ von Nietzsche unter einem neuen Aspekt in Verbindung zu bringen. Damit kämen die theoretischen Arbeiten über den selben Gegenstand und die musikalische Praxis von Richard Wagner auch in unseren Gesichtskreis, die zeitlich zwischen der ersten Fassung von Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung“ und den ersten Arbeiten von Nietzsche entstanden sind. Aber wir sollten den Rahmen unserer Überlegungen nicht sprengen. Ich möchte hier nur ein Beispiel anführen, wie bestimmte Ideen von Schopenhauer über die Leistung der Sprache bei Nietzsche im Text wieder auftauchen. Bleiben

²⁹ Ebd., S. 346.

³⁰ Ebd., S. 348.

³¹ Schopenhauer zitiert Plautus: „homo homini lupus“ (Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 212.) im Sinne, wie später Nietzsche Hobbes zitieren wird: „bellum omnium contra omnes“ (371, 22 f).

³² Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, S. 357.

wir bei den Klangfiguren von Chladni! Sie kommen im zweiten Band, wo Schopenhauer Ergänzungen zu dem systematischen Teil des ersten Bandes hinzufügt, wieder vor. Es geht um die Leistung der Logik, der Syllogistik, als die Klangfiguren erneut Gegenstand eines Vergleiches werden:

Übrigens [...] ist [...] zu bedenken, daß der Syllogismus im Gedankengange selbst besteht, die Worte und Sätze aber, durch welche man ihn ausdrückt, bloß die nachgebliebene Spur desselben bezeichnen: sie verhalten sich zu ihm, wie die Klangfiguren aus Sand zu den Tönen, deren Vibrationen sie darstellen.³³

Dass zwischen den verschiedenen Sphären der Erscheinungen schwer zu überbrückbare Risse bestehen, weiß schon Schopenhauer, nur die Bewertung dieser Risse fallen bei Nietzsche radikal anders aus als bei Schopenhauer. Man sollte die Frage stellen, wie weit die differierenden Bewertungen in der Sache selbst begründbar sind. Eine einfacher beantwortbare Frage ist, woher die Kenntnis, ja die Popularität des Physikers Chladni bei den Philosophen kommt? Die zarten, aber äußerst festen Fäden führen wieder einmal zu Goethe, wie schon Prometheus zu ihm geführt hat. Goethe kannte Chladni persönlich, nannte ihn eine „Zierde der Nation“,³⁴ nachdem er seine Akustik studiert hatte, und zwar auch im Bezug auf seine Farblehre, im Bezug auf einen wissenschaftlich-philosophischen Gegenstand also, der der Gegenstand der ersten Aussprachen zwischen Goethe und Schopenhauer war, und somit auch der Gegenstand des ersten Werkes nach Schopenhauers Promotion in Jena 1813 „Über das Sehn und die Farben“ (1816) wurde. Zu Goethe führen vom Essay „Ueber Wahrheit und Lüge“ aber nicht nur über Schopenhauer, sondern auch über Johann Gottfried Herder und Johann Georg Hamann feine Fäden. Stand Schopenhauer vor allem unter dem Eindruck des späten Goethe, der die Grenzen des Menschen erkannt haben wollte und die polaren Gegensätze zu hierarchischer Harmonie zu ordnen versuchte, sind Herder und Hamann mehr Geburtshelfer des Sturm-und-Drang-Goethes. Gemeint ist der Autor des bereits zitierten Prometheus-Gedichts (1774), des Romans „Die Leiden des jungen Werthers“ (1774), dessen Held der Dichterfreund Jacob Michael Reinhold Lenz als „gekreuzigten Prometheus“ verstand,³⁵ und nicht zuletzt der Autor der Tragödie „Faust“, deren extrem lange Entstehungszeit bekanntlich von 1774 bis 1832 reicht, und so den jugendlichen Goethe mit dem alten verbindet. Es sollte natürlich in diesem Zusammenhang um

³³ Ebd., S. 819.

³⁴ Goethe, Johann Wolfgang von: Schicksal der Handschrift. (Zur Morphologie.) (1817). In: Goethes Werke. Hg. von Erich Trunz. München 1982. (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden). Bd. 13, (1982), S. 105.

³⁵ „Werther ist ein Bild, meine Herren, ein *gekreuzigter Prometheus*, an dessen Exempel ihr euch bespiegeln könnt.“ (Lenz, Jacob Michael Reinhold: Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers (1775/1918). In: Lenz. Hg. v. Sigrid Damm. Leipzig 1987. Bd. II, S. 685.)

die Sprachauffassung des Sturm und Drang gehen und um ihr Verhältnis zu Nietzsches Essay, in dem es zunächst genauso um den Ursprung der Sprache geht, wie in Herders Preisschrift aus dem Jahr 1770. Herder wollte in seiner Abhandlung die in französischer Sprache formulierten Fragen der Berliner Akademie beantworten, die er folgenderweise übersetzt hat: „Haben die Menschen, ihren Naturfähigkeiten überlassen, sich selbst Sprache erfinden können?“³⁶ „Auf welchem Wege der Mensch sich am Füglichsten hat Sprache erfinden können und müssen.“³⁷ Nicht nur das „Erfinden“, das im historischen Kontext im Gegensatz zu dem göttlichen Ursprung der Sprache steht, also nicht nur die Hypothese des menschlichen Ursprungs der Sprache, von der Herder überzeugt war, ihn bewiesen zu haben, verbindet Nietzsches Essay mit dieser Preisschrift, sondern auch der *Zweck* des Erfindens. Herder meint nämlich, genauso wie später Nietzsche: Die Notwendigkeit, eine Sprache zu erfinden, stammt aus der Schwäche des Menschen den Tieren gegenüber. Die Sprache ist auch bei ihm ein Abwehrmechanismus des „Geschöpfs der Heerde, [sic!, wie auch bei Nietzsche] der Gesellschaft“.³⁸ Wenn aber Herder die Fähigkeit des Menschen, aus seiner Not eine Tugend zu machen, überschätzt, dann steht Nietzsche auf der Seite Hamanns, der nur höhnisch über Herders angestregten Optimismus lachen kann:

Gesetzt also auch, daß der Mensch *wie ein leerer Schlauch* auf die Welt käme: so macht doch eben dieser Mangel ihn zum Genus der Natur durch Erfahrungen und zur Gemeinschaft seines Geschlechts durch Überlieferungen desto fähiger.³⁹

Der Widerhall, die Übertragung bei Nietzsche lautet so: „Es ist nichts so verwerflich und gering in der Natur, was nicht durch einen kleinen Anhauch jener Kraft des Erkennens sofort *wie ein Schlauch* aufgeschwellt würde“. (369, 19 ff.) In der Bewertung der Leistung des Sprachbildners zeigt sich bis in die Bildlichkeit des Sprachgebrauchs kein Unterschied zwischen Hamann und Nietzsche, die Gründe dafür sind aber unterschiedlich und miteinander unvereinbar. Hamann kritisiert seinen jüngeren Freund Herder aus einer Position, die wir als ‚Gottesnähe‘ bezeichnen könnten, aus der Überzeugung des göttlichen Ursprungs der Sprache, Nietzsche übernimmt diese Kritik in der Position der ‚Gottesferne‘, aus der Überzeugung des ungöttlichen, allzumenschlichen Ursprungs der Sprache. Viele zarten Fäden von Metaphern und Vergleichen verbinden auch diese drei Texte. Nicht nur Termini werden übernommen, im abgewandelten oder gleichen Sinn. Es wimmelt überall

³⁶ Herder, Johann Gottfried: Über den Ursprung der Sprache (1770/72). In: Herder, Johann Gottfried: Ausgewählte Werke. Hg. v. Heinrich Kurz. (Kritisch durchgesehene Ausgabe mit Angaben der Lesarten.) Bd. 4, Hildburghausen 1871, S. 552.

³⁷ Ebd., S. 610.

³⁸ Ebd., S. 622.

³⁹ Hamann, Johann Georg: Philologische Einfälle und Zweifel, S. 226.

auch von Bienen und Spinnen und anderen Tierarten, bei Herder im tierischen Ernst, bei Hamann mit parodistischem Unterton.⁴⁰ Aber bleiben wir bei der Übertragung des „Schlauch“-Vergleichs von Nietzsche. Wie wir sahen, geht nur der erste Teil des Zitats auf Hamann zurück. Der zweite Teil: Das *Aufschwellen* des Geringen durch die Einbildungen seines „Erkennens“ ruft die Gestalt des Faust in Goethes Tragödie auf. Der (Erd)geist sieht Faust, den verzweifelten Wissenschaftler, wie Mephistopheles Faust, den verliebten jungen Mann sieht, nämlich „aufgebläht“. Zitieren wir zuerst Mephistopheles, wo exakt das Verb, das Nietzsche gebrauchen wird, vorkommt:

In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen,
 Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
 Zu einer Gottheit *sich aufschwellen lassen*,
 Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
 Alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen,
 In stolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
 Bald liebewonniglich in alles überfließen,
 Verschwunden ganz der Erdensohn,
 Und dann die hohe Intuition –⁴¹

Was Mephistopheles über den Verliebten ironisch sagt, meint der Erdgeist mit vollem Ernst über den Wissenschaftler:

Du flehst eratmend, mich zu schauen,
 Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn;
 Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
 Da bin ich! – Welch erbärmlich Grauen
 Faßt Übermensen dich! Wo ist der Seele Ruf?
 Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf

⁴⁰ „Die Spinne webt mit der Kunst der Minerva“ (Herder, Johann Gottfried: Über den Ursprung der Sprache, S. 564.); „Die Sprache ist das natürliche Organon des Verstandes, ein solcher Sinn der menschlichen Seele, wie sich die Sehkraft jener sensitiven Seele der Alten das Auge und der Instinct der Biene die Zelle baut.“ (Hamann, Johann Georg: Philologische Einfälle und Zweifel. S. 236.); „die Erfindung der Sprache (sey) dem Menschen so wesentlich als der Spinne ihr Gewebe und der Biene ihr Honigbau“ (Ebd., S. 243.)

⁴¹ Goethe, Johann Wolfgang von: Faust. (Eine Tragödie. [Der Tragödie erster Teil.]) (1808). In: Goethes Werke. Hg. von Erich Trunz. München, 1982. (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden). Bd. 3, (12 1982), Z. 3283 ff.

Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben?
 Wo bist du, Faust, des Stimme mir erklang,
 Der sich an mich mit allen Kräften drang?
 Bist du es, der, von meinem Hauch unwittert,
 In allen Lebenstiefen zittert,
 Ein furchtsam weggekrümmter Wurm?⁴²

Durch die Ausdrücke „Intuition“ und „Wurm“ sind übrigens neue Fäden gezogen: Man könnte das Weben fortsetzen, bis auf diesen „beweglichen Fundamenten [...] das Aufthürmen eines unendlich complicirten Begriffsdomes gelingt.“ (376, 24 ff.) Durch eine solche Sprachanalyse könnte in einem neuen Zusammenhang gezeigt werden – und das ist die eine Hypothese dieser Arbeit –, dass die Radikalität von Nietzsches Sprach- und Erkenntniskritik die Radikalität des Sturm und Drang ist, und zwar in einem gesteigerten Grad der Gegensätze, auf die die Faust-Dichtung von Goethe aufgebaut ist. Aber auch ohne die Ausführung dieser feineren und erweiterten Analyse kann auf Grund der hier dargestellten Zusammenhänge eingesehen werden, dass der Essay von Nietzsche kaum als Ausgangspunkt der kognitiven Metaphernforschung zu betrachten ist. Der Fall ist umgekehrt: Eine weitere Aufschließung der sprachlichen Schichten des Nietzsche-Essays würde unsere Kenntnisse dahingehend erweitern können, aus welchen Rudimenten vorangehender Werke der Essay „Ueber Wahrheit und Lüge“ aufgebaut ist, durch welche Übertragungen und Verschiebungen die begriffliche Struktur des Essays bestimmt wird. Aus den angeführten Beispielen kann aber ersichtlich werden, dass nicht nur der sprachphilosophische Inhalt nicht originell ist, sondern auch das Unterlaufen der Begriffssprache mehr durch starre, bereits angewandte, als durch neue, lebendige Metaphern versucht wird. Was der Essay von Nietzsche belebt, ist die aus dem Sturm-und-Drang-Faust herüber gerettete Seele, die unbegrenzte Sehnsucht nach einem Übermenschen, mit dem Geist zu sprechen, und die unbändige Intuition, wie Mephistopheles es meinte. Überlassen wir die letzten Worte Nietzsche:

Während der von Begriffen und Abstractionen geleitete Mensch durch diese das Unglück nur abwehrt, ohne selbst aus den Abstractionen sich Glück zu erzwingen, während er nach möglicher Freiheit von Schmerzen trachtet, erntet der intuitive Mensch, inmitten einer Kultur stehend, bereits von seinen Intuitionen, ausser der Abwehr des Uebels eine fortwährend einströmende Erhellung, Aufheiterung, Erlösung. Freilich leidet er heftiger, wenn er leidet; ja er leidet auch öfter, weil er aus der Erfahrung nicht zu lernen versteht und immer wieder in dieselbe Grube fällt, in die er einmal gefallen. Im Leide ist er dann ebenso unvernünftig wie im Glück, er schreit laut und hat keinen Trost. (383, 27 ff.)

⁴² Ebd., Z. 486 ff.